

Göttinger Universitäts-Zeitung

Herausgegeben von Dozenten und Studenten der Universität Göttingen

Nr. 15

Freitag, den 4. Juli 1947

2. Jahrgang

Zwischenbilanz Dietrich Berg, Göttingen	1	Auf den Hund gekommen Jürgen Aschoff, Göttingen	7	Wilder: Heilmittel gegen Nihilismus? Dietrich Kramer, Eva-Maria Lüders, Günter Stratenwerth, Georg Weippert, Göttingen	13
Fragen für Bonn Ivo Frenzel, Göttingen	2	Christlich-antike Humanität Ernst Stäehelin, Basel	9	Das Ventil Karl-Rudolf Sander, Göttingen	14
Universitätslehre: keine Gefahr? Ernst Röist, Heidelberg, Karl Barth, Basel/Bonn	3	Der Rechtsstaat Ludwig Raiser, Göttingen, z. Zt. Berlin	10	Das neue Buch Berichte Paulwerner Schniewind, Graf Harrach, Otto Mertens, Göttingen	16
Übermensch och wat	5	Sonett Rino Sanders, Göttingen	11	Von den Hochschulen des In- und Aus- landes	17
Toleranz! Karl Hugelmann, Göttingen	6	Briefe auf „Zweierlei Sprache“ Hildegard Schaefer, Göttingen	12	Aus Zeitungen, die uns erreichten	20

Zwischenbilanz

Nachdem als letzte die Hochschulen der Ostzone einen Studententag abgehalten haben, ist es an der Zeit, erneut nach Sinn und Zweck solcher Veranstaltungen zu fragen, bevor man in der US- und britischen Zone zur zweiten beziehungsweise dritten Runde startet. Schon bei Beginn solcher kritischen Auseinandersetzung stolpert man über den so schön klingenden Namen „Studententag“. Man stellt sich darüber etwas vor, das mit der Studentenschaft als Gesamtheit zu tun hat. Doch es geschah, daß fast eine ganze Zone und die ausgewählte Universität nichts von „ihrem Tag“ wußten. Wenn man sich nur in der Bezeichnung geirrt hätte, bräuchte das kein schwerer Fehler zu sein, aber mir scheint, es geht hier nicht allein um eine Namensfrage, sondern um die Verwechslung zweier wesensverschiedener Dinge.

Entweder man beruft eine Konferenz der Astarereferenten mit rein sachlicher Themenstellung ein. Dann verzichte man nicht nur auf alle „törichte Theatralik“ und Namen, die in ihrer Phrasenhaftigkeit an die jüngste Vergangenheit erinnern, sondern auch auf den Anspruch, als geistiges Ereignis, unter den Studenten gewertet zu werden. Um zu erklären, daß man mehr Unterstützung und Lebensmittel braucht, sich möglichst vorteilhaft in der Hochschulverfassung verankert wissen möchte, oder den Studienplatztausch aktivieren will, ist eine Festversammlung mit Orchestereinleitung, zahllosen Ansprachen und ausländischen Gästen überflüssig. Dann setzt man sich zusammen und arbeitet.

Oder man inszeniert tatsächlich einen „Studententag“. Dann trete man in vollem Bewußtsein der Verantwortung, Sprecher der Studentenschaft zu sein, vor sie und die Öffentlichkeit. In dem Fall genügt es nicht, sich einige Vorträge von Persönlichkeiten mit möglichst großen Namen anzuhören, sondern dann ist man aufgerufen, selbst, als Student, zu den geistigen und politischen Problemen der Zeit Stellung zu nehmen. Beide Formen müssen ihrer Eigenart gemäß erkannt und verwirklicht werden, auch wenn man sie in einer Tagung vereinen möchte, wie es in Tübingen verheißungsvoll geschah.

Als Beobachter einer Reihe von Tagungen war man von Mal zu Mal betroffen, wie wenig dieses erkannt wurde und daß kaum eine Tagung von der anderen gelernt hatte. Immer gab es die gleichen Diskussionen, die mit den alten Argumenten im Kreise herumliefen, weil niemand sich die Mühe gemacht hatte, die Protokolle der vorangegangenen Kongresse zu studieren, so daß auch als Ergebnis oft bis in den Wortlaut gleiche Resolutionen herauskamen, die so allgemeiner Natur

waren, daß man schlecht einsah, wozu die langen Debatten vorher notwendig waren. Lediglich auf dem Gebiete der äußeren Organisation: des Plakatdruckes, der Fahnenaus schmückung und der Veranstaltung von Festen scheint man hinzugelernt zu haben. Mit welchem „Erfolg“, zeigt die Nachricht, daß der nächste Studententag der US-Zone nicht mehr in einer häßlichen Universitätsstadt tagen wird, wo er durch Trümmer und desinteressierte Studenten gestört werden konnte, sondern in lange vorausbestimmten Hotels am Starnberger See!

Durch Organisation und „demokratische Spielregeln“ allein schafft man es nicht. Es ist sinnlos, in den ersten Stunden, ohne sich zu kennen, die Vorsitzenden für die gesamte Tagungsdauer zu bestimmen, wenn man nicht später genügend Elastizität besitzt, den jeweils Besten aus dem „Demos“ zum „Kratein“ zu verhelfen. Recht gehandhabte Demokratie muß immer zu beaufsichtigter Aristokratie führen. Und wie entscheidend ein guter Vorsitzender ist, dürften genug positive und negative Erfahrungen gezeigt haben. Genau so undemokratisch ist es, mit einem Gremium ad ultimum abzustimmen, das „von Sachkenntnis ungetrübt“ ist. Die Delegierten waren oft völlig unvorbereitet und die Referate meist schlecht; eine Anhäufung persönlicher Eindrücke ohne genügend reale Unterlagen. Man sah wohl Papier zu eifrigem Mitschreiben und diverse zerkaute Bleistifte, nicht aber Sammlungen ausgearbeiteter Stellungnahmen zu jedem Punkt der Tagesordnung oder wenigstens die skizzenhaften Aufzeichnungen der vorangegangenen Asta-Erörterungen. Dazu müssen aber auch die Tagesordnungen früh genug allen Beteiligten bekannt werden!

Das gleiche gilt auch für die Delegierten der Gastzonen, die oft mehr Vergnügungsreisende als Vertreter von 20 000 bis 30 000 Studenten zu sein scheinen. Daß es eine Blasphemie ist, von „Einheit“ und „Koordination“ zu reden, wenn man nicht auf alle zu koordinierenden Punkte mit Beweis und Unterlagen vorbereitet ist, scheint ihnen noch nicht aufgegangen zu sein. Es darf, wie etwa in Tübingen, einfach nicht vorkommen, daß beim Thema Zulassungsbedingungen oder Studienplatztausch auf die Frage nach den Bestimmungen der einzelnen Universitäten beziehungsweise Zonen die Vertreter diese nicht im Wortlaut vorlegen können.

Zusammengefaßt: Man hat oft den niederdrückenden Eindruck, hier hätten sich zufällig einige Studenten zu privatem „Erfahrungsaustausch“ getroffen, nicht aber Delegierte, die als Vertreter der Studentenschaft verantwortungsvoll arbeiten wollten. Und so lange man mit dieser Arbeit nicht ernst macht,

KBA 511

Zonentage hergestellt? Wann werden die Erfahrungen der in vergangenen Semestern Delegierten ausgenutzt? Wo bleiben die ganz konkreten Vorschläge zum Hochschulleben?

Vielleicht sind diese Fragen vorläufig gestellt, vielleicht gibt es wirklich eine Auseinandersetzung über die werdenden Hochschulverfassungen, vielleicht bringt Göttingens Rückkehrerbetreuung die Debatte zu einer Wendung ins Reale. Das „Auditorium“ stellte an seine Leser eine Reihe von Kernfragen zum Problem der modernen Universität: „1. Welche Vorlesungen, die bis jetzt nicht gelesen wurden, scheinen Ihnen vorzüglich zu sein? 2. Welche besonderen Erfahrungen oder Vorschläge auf dem Gebiet der Vorlesungsgestaltung können Sie mitteilen? 3. Wie ist nach Ihrer Meinung das Problem von Forschung und Unterricht, eins der Kernprobleme unseres Universitätslebens, einer Lösung zuzuführen? 4. Sehen Sie in der uns auferlegten Beschränkung bereits Ansätze zu einer neuen fruchtbaren geistigen Arbeit (etwa in der Form der Arbeitsgemeinschaft, der Diskussionsgruppe, der Universitätstage usw.) verwirklicht? 5. Wie kann die Zusammenarbeit zwischen Dozenten und Studenten im Sinne der Universität als Bildungsstätte schlechthin gefördert werden?“ Wie erfreulich wäre es, wenn die Münsteraner Delegierten die Antwort ihrer Kommilitonen auf diese

Rundfrage auszuwerten verstanden und auf dem Studententag vorbringen würden! Schließlich sollte man sich einmal schonungslos offen über die Krisis unterhalten, in der der Asta seit langem steht! Und all die drängenden Fragen sozialer Art, die Freizügigkeit im Studienplatzaustausch, die Erleichterung des Interzonenverkehrs, die Auslandsbetreuung!

Wieder haben wir eine Chance, aber nur, wenn außer den Delegierten auch die Studenten von diesen Fragen bewegt werden. Eine einzige Studentenversammlung wenige Tage vor Beginn scheint dafür unzureichend. Wo bleiben Zuschriften und persönliche Aussprachen? Das Leben beginnt mit den kleinsten Sorgen und Nöten, und jeder Teilnehmer sollte seine persönlichen Erfahrungen als wesentliches Reisegepäck mitschleppen und zugleich dabei den tierischen Ernst über Bord werfen. Endlich den Willen haben, einmal mehr als blutarme Resolutionen, Dankadressen und Grüße mit nach Hause zu nehmen! Es müßte gelingen, die Diskussion auf einer solchen Höhe zu führen, daß jedem Teilnehmer das, was er mitbringt, reichlich zurückgegeben wird als Impuls und Initiative, daß nicht nur resolutiert wird, sondern auch etwas geschieht.

Ivo Frenzel, stud. phil., Göttingen.

Universitätslehrer – eine Gefahr?

Briefwechsel zwischen Erich v. Holst - Heidelberg und Karl Barth - Basel/Bonn

Prof. Dr. E. v. Holst
Heidelberg
Zool. Institut
Sophienstr. 6

Heidelberg, den 28. 5. 47

Sehr geehrter Herr Barth!

Es gehört zu den Grundsätzen der GUZ, der Selbstkritik und der Kritik durch andere jeden Raum zu gewähren und jedwede Meinung aufgeschlossen zu prüfen. Was die Kritik von außen anlangt, so finden sich in den Spalten der GUZ sogar Äußerungen, die am ehesten noch zu psychologischen Betrachtungen darüber anregen, wie sehr doch — drüben wie hüben — intelligente Leute unmerklich Opfer systematischer Propaganda werden konnten! Wenn ich nun nach Lesen Ihres Aufsatzes in Nr. 12 der GUZ eine Frage an Sie auf dem Herzen habe, so wollen Sie mir, bitte, zuvor glauben, daß mir Ihnen gegenüber eine solche Betrachtung fernliegt, denn ich bin überzeugt, daß Sie Ihr Urteil auf eigene Erfahrung gründen.

Unter der Gefahr für den deutschen Studenten nennen Sie als eine die „Gestalt der Mehrheit seiner Professoren“, die, mit wenigen Ausnahmen, als „unverbesserliche Nationalisten“ das „zum ersten Mal (!) 1918 frei gewordene Deutschland dem Verderben entgegengeführt und schließlich ans Schlachtmesser geliefert“ hätten, und in deren Schule die Studenten „keine freien Männer werden“ können.

Sie sind sich gewiß der Schwere dieses über unseren Stand gefällten Verdammungsurteils vollkommen bewußt! Mich hat es verblüfft, denn, obschon sich mein Leben seit 1928 an deutschen Universitäten abgespielt, wußte ich doch keinen Professor aus meiner persönlichen Bekanntschaft zu nennen, auf den es einigermaßen zuträfe. Meine Lehrer waren vielleicht „weltfremde“ Idealisten, manche von ihnen „engstirnig“ in ihre Arbeit verbohrt, und im übrigen natürlich Menschen wie wir alle, doch nicht von jenem Typ, den Sie offenbar meinen. In den zwei Fakultäten, denen ich als Lehrer angehöre, finde ich keinen Mann, auf den Ihre Beschreibung paßt. Sollte das am Unterschied der Fächer (bei mir Naturwissenschaft, bei Ihnen Theologie) liegen? Kaum wahrscheinlich! Es bleibt, wenn Sie recht haben, nur der Schluß, daß ich nicht sehen kann, was Sie sehen, weil ich selbst genau den fraglichen Typus verkörperel!

Nach Ihrer kurzen schlagwortartigen Kennzeichnung dieses Typus (die mannigfachen Universitätsgegnern sehr willkommen sein dürfte), läßt sich das objektiv schwer feststellen. Darum bitte ich Sie, Ihre Ansicht ausführlicher zu begründen. Es ist klar, daß, wenn sie zu Recht besteht, wir Professoren besser heute als morgen unseren Beruf als Lehrer der Jugend auf-

geben sollten, um einem Erziebertypus Platz zu machen, der nicht bloß in seiner eigenen Einbildung ein hohes Berufsethos besitzt, und der nicht aus „anständigen Leuten“ (die Krähfüßchen setzen Sie uns davor), sondern aus anständigen Leuten besteht.

Ihr sehr ergebener

Erich v. Holst

Professor Karl Barth

Bonn, den 8. Juni 1947

Sehr geehrter Herr Kollege v. Holst!

Ihr Brief vom 28. Mai hat mich gestern erreicht, und ich beeile mich, darauf zu antworten.

Lassen Sie mich vorweg anmerken, daß mein in Zürich und Bern gehaltener Vortrag „Der deutsche Student morgen und heute“ in dem Artikel „Verlorene Generation“, der GUZ in einer Kürzung wiedergegeben ist, in der seinen Proportionen und seinem Tenor nicht ganz unwesentliches Leid angetan worden ist. Sie finden ihn vollständig (in englischer Sprache) in dem von dem International Student Service in Genf herausgegebenen Mitteilungsblatt „Université“ März 1947 Nr. 6. Aber der von Ihnen beanstandete Passus ist, (mit einer Ausnahme, auf die ich nicht Gewicht lege) vollständig vor Ihren Augen.

Sie bitten mich, meine Ansicht über die Mehrheit der älteren Generation der deutschen Universitätsprofessoren „ausführlicher zu begründen“. Ich werde in dieser Sache nur ungern breiter, als ich es in jenem Vortrag geworden bin. Aber wenn es denn sein soll, so soll es sein.

Ich habe 1921 bis 1933 und dann noch 1933—35 an den Universitäten Göttingen, Münster i. W. und Bonn gelebt. Meine beanstandeten Sätze stützen sich zunächst auf das, was ich in diesen Zeiten selbst gesehen und gehört habe.

In den Jahren 1921—33 fand ich die Professorenschaft, wie ich sie gesellschaftlich, in Sprechzimmern, Senatssitzungen und anderswie kennen lernte, mit wenigen Ausnahmen durchaus mit dem damals üblichen Kampf gegen „Versailles“ beschäftigt und gegenüber der armen Weimarer Republik — weit entfernt davon, daß man ihr auch nur eine faire Chance gegeben hätte — in einer Haltung, die ich auch heute nur mit dem Worte Sabotage bezeichnen kann. Sie hat dem politischen Unsinn, dem sich breite Schichten der damaligen Studentenschaft ohnehin hingaben, nicht nur keinen Widerstand geleistet, sondern ein väterliches Wohlwollen und teilweise direkte Förderung entgegengebracht. Sie hat die Vorstellung, daß das Jahr 1918 eine Befreiung Deutschlands bedeutet haben könnte, mit demselben Hohn behandelt, der nun leider auch in Ihrem Brief in dem

eingeklammerten Ausrufzeichen, mit dem Sie meine darauf sich beziehenden Worte versehen, zum Ausdruck kommt. Sie hat mit ihrer direkt und indirekt mit der größten Selbstverständlichkeit vertretenen Geschichtsphilosophie die Hitterei so kräftig vorbereitet, als es in ihrem Bereich nur geschehen konnte. Soll ich Ihnen Namen nennen, Geschichten erzählen, Szenen beschreiben, die ich damals staunend miterlebt habe? Etwa von dem Ton, in dem ich in einer größeren Professorenengesellschaft in Göttingen über die Ermordung von Rathenau reden hörte? Oder von dem Hindenburgbesuch in Göttingen? Oder von dem Konflikt zwischen dem Münsterer Senat und der Berliner Regierung wegen drei unförmlichen Kaiserbildern, von denen die Universität durchaus nicht lassen wollte? Oder davon, wie dort der Fliegerhauptmann Hermann Göring in den heiligen Hallen der Universität empfangen wurde und uns eine zweistündige Brandrede zur Langemarck-Feier halten durfte? Oder von dem denkwürdigen Denkmalsstreit in Bonn? Oder ... zweifeln Sie nicht, ich könnte an Grobem und Feinem noch mehr erwähnen. Und die Zeitungen und Zeitschriften jener Tage, in denen auch die Universität reichlich zu Worte gekommen ist, werden ja wenigstens teilweise noch erreichbar sein. Wo haben Sie Ihre Augen gehabt, sehr geehrter Herr Kollege, wenn Sie heute jenen Professorentypus nie gesehen zu haben behaupten? Meine Augen haben ihn gesehen.

Und Sie haben dann weiter gesehen, was 1933 geschah: Wie die ganze akademische Herrlichkeit dieser Professoren mitsamt ihrem Berufsethos vor dem hereinbrechenden klaren Unfug zusammenbrach wie ein Kartenhaus, wie sie in den verschiedensten Abstufungen, aber — immer mit einigen wenigen ehrenvollen Ausnahmen! — einmütig sich umstellten und einstellten, laut oder leise mitzutönen begannen mit dem damals guten Ton, was für Purzelbäume man da schlagen saß, was für Deutungen und Umdeutungen, Anpassungen und Gleichschaltungen Ihre „weltfremden Idealisten“ damals auf einmal für nötig und möglich hielten. Ich könnte es den Leuten nicht einmal besonders übelnehmen, weil ich diese Katastrophe des Geistes immer für die klare Folge des „deutschnationalen“ Unwesens gehalten hatte, von dem man 1918 nicht hatte Abschied nehmen wollen, dem man sich in der Zwischenzeit vielmehr erst recht hingeben hatte. Aber es geht hier um die Tatsachen. Sie wollen sie nicht bemerkt haben? Aber was haben Sie damals überhaupt bemerkt, wenn Sie an der damaligen deutschen Universität das nicht bemerkt haben: ihr Versagen in dem Augenblick, wo es gegolten hätte, ihrer stolzen Tradition nur einmal wirklich Ehre zu machen?

Und heute? Heute konstatiere ich, daß damals niemand dabeigewesen sein will, daß man zwar auf Druck von außen einige von den schlimmsten akademischen Übeltätern, wo gar nichts zu retten war, in die Wüste geschickt hat, daß mir aber diejenigen Kollegen, die bei der nun schon wieder hochkommenen nationalistischen Woge nicht mittun, sondern in der Interpretation des Verhältnisses von deutscher Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft (und in deren praktischen Anwendungen) eine saubere Linie halten möchten, aufs bestimmteste erklären, nach wie vor eine verschwindende Minorität zu sein, während die Hauptmacht durchaus wieder damit beschäftigt sei, die Dinge direkt oder indirekt (in der Regel das Letztere) nach rückwärts zu revidieren. Ich habe bei meiner jetzigen vorübergehenden Anwesenheit in Bonn für die Gegenwart naturgemäß weniger eigene Anschauung als für 1921 ff. und 1933 ff., aber schon indem ich auf dem mir überblickbaren Felde sehe, wer alles noch da oder schon wieder da ist, gestehe ich, daß ich die mir gemachten Angaben für glaubhaft halte. So daß ich über Ihre Erklärung, daß Sie von allem nichts wüßten, doch auch im Blick auf die Gegenwart wirklich staunen muß.

Dies sind die Gründe, die mich zu der Aussage veranlaßt haben, daß ich die Mehrzahl der älteren Generation der deutschen Professoren für die Erziehung freier Männer, wie die deutsche Zukunft sie braucht, nicht für geeignet halte.

Das Prädikat „ansässige Leute“, das ich auf den in Frage stehenden Professorentypus angewendet habe, ist ein Zitat. Das Wort und die Sache spielt in der in Deutschland wohl erst teilweise bekannten Literatur über die deutsche Widerstandsbewegung (etwa in dem Buch des Gesandten v. Hassell) eine erhebliche und bezeichnende Rolle. Ich will der bewußten Mehrheit der deutschen Professoren gerne und in aller Aufrichtig-

keit erklären, daß ich sie in globo für hochanständig halte, muß aber hinzufügen, daß ich sie eben darum für um so gefährlicher halte, weil sie zwar nie echt nationalsozialistisch war, endlich und zuletzt sogar zum Widerstand (oder doch zum Grolle) gegen Hitler übergegangen ist — im Grunde aber: in dem Grunde, aus dem das nationalsozialistische Übel hervorgegangen ist, nichts gelernt und nichts vergessen hat und mit höchster Anständigkeit auch die höchste Rückständigkeit zu verbinden weiß.

Mein Vortrag war einer meiner Versuche, im Ausland für die Deutschen ein gutes Wort einzulegen. Sie wissen wohl kaum, wie nötig und wie schwierig das ist. Schwierig auch im wohlwollenden und wohlunterrichteten Ausland! Wie kommt es, daß viele Deutsche sich solche Fürsprache gern gefallen lassen, solange das, was man sagt, zur Verstärkung irgendwelcher deutscher Positionen und Wünsche dienlich erscheint, solange zum Beispiel, wie ich es auch diesmal getan habe, von den Alliierten und ihrem Versagen geredet wird? — daß man aber als bald nervös wird und den Fürsprecher in die Nähe von „Opfern systematischer Propaganda“ rückt, sobald er der Vollständigkeit und Wahrheit zu liebe auch auf das zu sprechen kommt, was bei den Deutschen selbst anders werden müßte, wenn den Deutschen geholfen werden soll? Eins ist sicher, daß ich mich auch dadurch nicht werde abhalten lassen, mich mit dem, was ich weiß und kann, draußen und hier an Ort und Stelle für Deutschland und die Deutschen einzusetzen, daß ich es aber für mißlich hielt, dabei nicht alles zu sagen, was nun einmal zu sagen ist: auf die Gefahr hin, daß mich diese und jene Deutsche deshalb im Nu doch wieder für einen bösen Feind statt für einen guten Freund halten könnten.

In hochachtungsvoller Begrüßung

Ihr Karl Barth

*

Heidelberg, 13. 6. 47

Sehr geehrter Herr Kollege Barth!

Haben Sie Dank für Ihren offenen und deutlichen Brief, für Ihre Mitteilung, daß der GÜZ-Auszug den Tenor Ihres Vortrages entstellte, und vor allem für Ihre Versicherung, daß Sie unser Freund sind! Freunde können wir gewiß brauchen, und besonders sind solche willkommen, die uns tadeln. Sie täuschen sich in uns, wenn Sie das bezweifeln! Wir versuchen uns ja selbst zu sezieren und unsere kranken Adern bloßzulegen; davon könnte gerade eine Durchsicht der GÜZ von ihrer ersten Nummer ab Sie wohl überzeugen. Doch rechnen wir uns nicht zu jener Sorte von Kranken, denen man erst einen Bonbon gibt, damit sie hinterher bestimmt die bittere Pille schlucken — und zwar auch dann, wenn die Diagnose (und somit die Pille) verfehlt ist. Und das scheint mir hier mindestens zum Teil der Fall zu sein.

Vielleicht erläutern Beispiele es am besten: Ich komme eben aus dem Krankenhaus von einem guten Bekannten, der kürzlich aus einem Internierungslager krank entlassen, ein Schatten seiner selbst, mir die lange Geschichte seiner Leiden mit tonloser Stimme erzählte. Dieser Mann, Leiter einer bedeutenden wissenschaftlichen Anstalt, war Parteigenosse und SA-Mann, er gehörte zu den vielen, die aus reinem Idealismus in den Jahren um 1933 mitmachten, zu einer Zeit, wo die „Bewegung“ noch wertvolle und produktive Kräfte enthielt und manchem edlen Streben Raum zu geben schien. (Ich denke, daß man das heute auch als Deutscher aussprechen darf, ohne sofort hinter Zitaten ebenso urteilender ausländischer Politiker Deckung nehmen zu müssen.) In späteren Jahren hat er, erbittert über das, was geschah, im Stillen unendlichen Segen gestiftet durch Aufnahme und Schutz Verfolgter (unter Gefährdung seines Lebens) und durch zähe Reinhaltung seines Unternehmens von jeder Naziideologie (wozu er überhaupt nur als Pg. in der Lage war). Vor solch einem Mann empfinde ich, der ich kein Pg. war, eine tiefe Schuld. Und stellen Sie sich nun, bitte, vor, dieser Mann wäre Ihnen früher einmal persönlich begegnet. Glauben Sie, daß Sie seinen wahren Charakter durchschaut hätten, glauben Sie, daß er Ihnen irgendetwas anderes als die übliche Schablone präsentiert hätte, einem Ausländer, der es als Hohn bezeichnet, wenn man in Frage stellt, daß das Jahr 1918, das Jahr der deutschen Niederlage und des Versailler Vertrages, der Augenblick gewesen sei, in dem Deutsch-

land zum ersten Male frei wurde! Nein, verehrter Herr Kollege, auch diesen hätten Sie in Ihre bereitstehende Schachtel getan.

Einer meiner Mitarbeiter, ein Mann, der 1933 als schroffer Gegner des Nationalsozialismus trotz Zuredens anderer (nicht zuletzt eines befreundeten, heute als Professor hoch angesehenen Schweizer Dozenten) nicht in die Partei ging und der dann bis zum Kriegsende sein Leben im Auslande verbrachte, meinte, daß er angesichts solcher Äußerungen, wie sie sich auch in Ihrem GUZ-Artikel und ihrem Brief finden, zum ersten Male etwas wie „deutschnationale Gefühle“ empfinde. Sie sehen also: auch Deutsche sind empfindlich und tragen ihr wirkliches Herz nicht sichtbar für jedermann im Knopfloch herum. Und so wundert es mich eigentlich nicht allzu sehr, daß Sie den Typ des Hochschullehrers nicht sehen konnten, der mir allenthalben begegnet ist. Daß es den Ihrigen auch gab — über die zwanziger Jahre kann ich zwar nicht urteilen, da war ich Schüler — und noch heute gibt, habe ich nicht bestritten, wohl aber, daß er (mit wenigen Ausnahmen) der einzige sei. Hätten unsere Universitäten wohl ihre so ganz unnationalsozialistischen, demokratisch-liberalen, auf persönliche Freiheit abgestimmten inneren Lebensformen — die, wie ich feststellen konnte, besonders Amerikanern oft erstaunlich scheinen — durch das 3. Reich so weitgehend hindurchgerettet, wenn nicht allenthalben innerer Widerstand gegen alle Gleichschaltungstendenzen aufgestanden wäre, wenn nicht Hochschullehrer (ich kenne solche!) bewußt, in Voraussicht ihrer künftigen Verdammung, zum Beispiel als Rektoren, sich zur Verhütung der schlimmsten Eingriffe als lebende Prellböcke selbst geopfert hätten? Diesem Typ, der heute in der „Wüste“ ist, fühle ich mich in Dankbarkeit verbunden nicht weniger als jenen, die seit 33 Jahren politischen Abschied erhielten und die nun wieder da sind. Es wäre schmerzlich, wenn ein Freund von uns nicht erkennen könnte, daß es auch diesen Typus (und nicht als verschwindende Ausnahme) gab.

Sie fragen, wo ich um 33 meine Augen hatte? Ich kann es Ihnen genau sagen: Ich hatte sie — und meine meisten Lehrer und Fremde ebenfalls — in der wissenschaftlichen Arbeit. Das war in der Tat, so glaube ich heute, meine und unsere Schuld: Nicht „Anpassungen“ und „Purzelbäume“ (obschon es solche gewiß auch gab), sondern Abkehr und mangelndes Interesse, das sich dann langsam zu passiver Resistenz versteifte. Darum warf ja die Partei den Universitäten unentwegt vor, sie seien „nicht mitmarschiert“, genau so kategorisch, wie Sie im sechsten Absatz Ihres Briefes das Gegenteil behaupten. Indessen: Schwarzweißmalerei ist fast immer verfehlt; wir Menschen sind nicht schwarz oder weiß — wie einfach wäre da das Leben — wir sind bunt! und eine noch größere Gefahr als dieses oder jenes Dogma ist daher aller Dogmatismus an sich. Auch uns Deutschen liegt ja dieses Übel im Blute, doch hat das 3. Reich in seiner Übertreibung dieses Verfahrens schon gute Vorarbeit getan, es uns abzugewöhnen. Nach diesem Prinzip wurden ja die Juden, an Hand passend ausgewählter Beispiele, in toto verdammt, und es fehlte auch nicht an einzelnen rühmlichen (und darum „arisierten“) Ausnahmen, die die Regel bestätigen sollten. Wir Naturwissenschaftler, die wir tagtäglich unter der strengen Zucht der Natur selbst stehen, die jede unerlaubte Verallgemeinerung alsbald bestraft, bedürften vielleicht dieser abschreckenden Lehre am wenigsten, wir sind von Berufs wegen gewohnt, alle „Parameter“ des Einzelfalles zu beachten. Und darum scheint wenigstens mir auch vor jedem Werturteil über das Tun anderer Menschen die Frage nach den jeweiligen Motiven des Wichtigsten, eine Frage, die Sie leider nicht berühren. Ein erfahrener Spruchkammervorsitzender, ein Mensch frei vom heute so verbreiteten dogmatischen Klischee, erzählte mir jüngst von der furchtbaren moralischen Last, die er zu tragen habe, da er — aus vielleicht unvermeidlichen technischen Gründen — nach einem starren Schema, statt nach den Motiven jedes Einzelnen zu richten gezwungen sei.

Lassen Sie mich am Schluß dieser Unterhaltung Ihnen versichern, daß ich genau wie Sie überzeugt bin, daß bei uns Verschiedenes anders werden müßte. Der Typ, den Sie meinen, der nationalegoistische Chauvinist, erscheint auch mir verdammenswert. Und schuldig sind, so glaube ich heute, auch die, welche ihm nicht angehören und von Ihnen vielleicht sogar als rühmliche Ausnahme betrachtet werden: Die Unpolitischen, die, wie ich selbst, abseits standen, aber doch nicht verhindern konnten,

UBERMENSCHEN

Zweifellos kann man einen Schreiber, dem nichts anderes einfällt, als über das Schreiben zu schreiben, einen Überschreiber nennen. Er eröffnet damit eine lange Reihe von „Über“-Menschen, die zwar kaum noch etwas mit dem alten, gewöhnlichen Übermenschen (*superhomo communis Nietzsche*) gemeinsam haben, nichts desto weniger aber unserer Zeit eine ganz besondere Note geben.

Sehr häufig ist zum Beispiel der Überleser (*fataler Doppelsinn des Wortes*). Niemals wird er ein Buch selbst lesen — was zugeständenermaßen auch etliche Schwierigkeiten bietet, teils dieserhalb, teils außerdem —, stets liest er über das Buch. Das spart Zeit und Mühe und bietet den unschätzbaren Vorteil, die fertige, wohlherwogene Meinung des Rezensenten als eigene übernehmen zu können. Zahlreich findet man auch den Überpolitiker (zur Zeit meist Überdemokrat), der, an der praktischen Durchführung seiner Tätigkeit durch eigene oder anderer Leute Unvollkommenheit gehindert, sich laut und viel über Politik verbreitet.

Die Reihe ließe sich beliebig verlängern; nur eins sei noch genannt: die Überzeitung. Die GUZ schrieb über das Zeitungsmachen. Beunruhigendes Symptom! Sollte auch sie der Krankheit verfallen? Dann schafft doch gleich die Über-GUZ!

och wat

daß ihr wissenschaftliches Tun den Machthabern indirekt Kräfte zuführte. Ich denke hier, vor allem an mein Gebiet, Naturwissenschaft und Technik; und da das Schuldthema einmal angeschlagen ist, so sei kurz davon gesprochen, nicht zur Erwiderung, sondern zur Ergänzung dessen, was Sie an Kritik gegen uns vorbringen.

Diesen unseren Anteil an der Gesamtschuld, der darin besteht, daß wir nur für die Wissenschaft um ihrer selbst willen Verantwortung übernehmen wollten, statt wie ein guter Handwerker auch über die Verwendung unserer Erzeugnisse zu wachen und über die Hände, die sie gebrauchen sollen, nimmt uns keiner ab. Sie wird dadurch nicht geringer, daß die deutschen Wissenschaftler sich nicht unter den kollektiv Angeklagten befinden — was ohne Zweifel der Fall sein würde, wenn wir selbst die verheerendste Waffe dieses Krieges erfunden hätten! Der Satz, daß die Wissenschaft, als Erzeugerin der Machtmittel, eine Hauptschuldige dieses Krieges sei, enthält einen wahren Kern. Für dieses Mal hat sie versagt, für die Zukunft aber gibt es, scheint mir, nur den einen Ausweg, daß die Wissenschaft in der Politik sich eine starke Stimme verschafft.

Die Universitäten und wissenschaftlichen Institutionen sollten sich, innerhalb der Länder und über die Nationen hinweg, zu einer übernationalen Körperschaft zusammenschließen, die durch ihr geistiges Potential notwendig großen Einfluß auf das Weltgeschehen gewinnen würde. Es ist klar, daß diese Entwicklung sich nur mühsam und gegen die nationalen Macht Tendenzen der einzelnen Staaten durchsetzen kann. Doch sie ist keine Utopie! Das Gebäude der Naturwissenschaft ist längst übernational, und ihr Geist hat auf den Geist der meisten ihrer Diener so abgefärbt, daß auch heute, trotz aller Hetze und Gegenhetze, ein deutscher und ein ausländischer Forscher sich meist besser verstehen als zwei Deutsche verschiedener Parteizugehörigkeit.

Die moderne Idee der Weltuniversität ist praktisch bereits seit langem vorgebildet in Institutionen wie der berühmten Zoologischen Station in Neapel, wo sich Vertreter aller Völker in friedlichem Wettbewerb begegnen. Wer von dort (wie ich selbst, als Assistent dieser Station) das erhebende Erlebnis heimtrug, mit Menschen jeder Nation und Rasse an einem gemeinsamen geistigen Bauwerk zu arbeiten, der wird den Gedanken nicht los, daß der Naturforschung in Zukunft eine wichtige völkerverbindende Aufgabe zufällt. In der Entwicklung über die nationalen Egoismen hinweg zu einer wahren Kameradschaft der Völker ist unsere Wissenschaft der zukünftigen Politik jedenfalls um einige Halslängen voraus — Grund genug für manche Politiker, sie und ihre Brutstätte, die Universität, als „reaktionär“ zu bezeichnen.

Freilich sei zugegeben: daß die Wissenschaftler die von ihr zu übernehmende Verantwortung nicht eines Tages mißbrauchen, dafür gibt es keine sichere Garantie. Doch sprechen drei Tatsachen dafür, daß ihre Auslese eine günstige Prognose erlaubt:

1. Der echte Naturforscher hat, wo überhaupt, so nur ganz sublimierte Machtgelüste, er will nicht Menschen, sondern höchstens Naturgesetze geistig beherrschen. Darum widerstrebt ihm auch im Grunde jedes politische Tun.

2. Er ist kein Dogmatiker, sondern ein Mann kritisch-besonnenen Abwägens, wird also nicht so leicht ein politischer Eiferer sein oder dem Haufen der „Mitläufer“ sich beigesehen, die als Substrat für das Ferment einzelner Fanatiker jedes Dogma überhaupt erst wirksam werden lassen und die folglich eine größere Gefahr sind als die Eiferer selbst.

3. Er hat sein Leben nicht auf reichen materiellen Gewinn und nicht auf öffentliches Ansehen eingestellt. Was vor ihm steht, ist mühsame Arbeit unter — ich denke eben besonders an uns Deutsche — dürftigen materiellen Bedingungen und in einem meist eng begrenzten Kreise öffentlicher Beachtung.

Diese drei positiven Momente sind im allgemeinen gegeben, wenn man den Durchschnitt der Wissenschaftler betrachtet. Das vierte und wichtigste: das Durchdringensein von dem Eigenwert jeder menschlichen Person und jedes völkischen (nationalen) Charakters, gehört nicht notwendig zum Naturforschertypus. Es ist eine menschliche Grundeinstellung, logisch nicht ableitbar, die man apriori hat oder auch nicht hat. Sie muß dazu kommen. Und unsere ganze Zukunft hängt davon ab, ob die Verantwortlichen, denen die Macht gegeben ist, sie besitzen oder nicht.

Mit freundlichem Gruß!

Ihr sehr ergebener

Erich v. Holst.

Professor Karl Barth

Bonn, den 23. Juni 1947
Nussallee

Sehr geehrter Herr Kollege v. Holst!

Da ich nicht denke, daß ich für meine Replik in der GUZ noch allzu viel Raum beanspruchen darf, muß ich mich kurz fassen.

Sie haben mich nach einer ausführlichen Begründung meiner Ansicht über die Eignung, beziehungsweise Nicht-Eignung der Mehrzahl der älteren deutschen Universitätsprofessoren als Erzieher einer neuen Generation von „freien Männern“ gefragt. Meine Antwort bestand darin, daß ich auf Einiges hingewiesen habe, was ich für Tatsachen halte. Ihre Entgegnung stellt diese Tatsachen nicht in Abrede; sie versucht aber, sie zu deuten. Ich fürchte, daß wir damit nicht weiter

kommen, denn gerade auf die „jeweiligen Motive“ kommt in der zwischen uns verhandelten Frage nicht das Geringste an, sondern alles schlicht darauf, wie der Lehrkörper der deutschen Universität in seiner repräsentativen Mehrheit tatsächlich gestanden hat, steht und stehen wird. Und in dieser für meinen Verstand entscheidenden Hinsicht haben Sie mir keine beruhigende Erklärung gegeben. Denn eben das war es doch schon 1933, daß man den Nationalsozialismus an den deutschen Universitäten so kunstvoll, tief Sinnig und idealistisch zu deuten wußte und dann gerade mit Hilfe all der vortrefflichen Deutungen tatsächlich gefördert hat — eine Tatsache, an der damit nichts abgegolten ist, daß der „Dank vom Hause Österreich“ ein so geringer war und daß es nachträglich gewiß nicht Wenige, sondern die Meisten irgendwie gereut hat, den eindeutigen Unfug nicht im rechten Augenblick ohne alle Deutungsversuche als solchen durchschaut und behandelt zu haben. Ob Ähnliches für die Zukunft unmöglich oder immer noch möglich ist, das ist die Frage, in der Sie mich eines Besseren hätten belehren müssen, während mir auch bei Ihnen an sich so schönen und lehrreichen Worten über den echten Naturforscher fatalerweise in den Sinn kommt, daß nach dem, was ich durch den hiesigen Fachmann erfahren habe, zum Beispiel die Mehrzahl der Vertreter gerade der so himmlisch-natürlichen Wissenschaft der Astronomie ganz besonders eifrige Nazis geworden und gewesen sei. Sagen Sie mir auf den Kopf zu, daß das nicht wahr sei und daß Ähnliches auch in Zukunft nicht zu erwarten sei: das ist es, was ich wissen möchte, bevor ich meine angefochtenen Sätze zurückziehen könnte.

Lassen Sie mich den Sinn dieser Sätze noch einmal pointiert zusammenfassen im Anschluß an ein Moment, das in unserer Aussprache beiläufig eine gewisse Rolle gespielt hat: Sie beanstandeten meine Bemerkung über das 1918 „zum ersten Mal frei gewordene Deutschland“. Darauf antwortete ich jetzt: Wer heute, 1947, im Rückblick auf 1918 noch immer über die damalige deutsche Niederlage und Versailles reflektiert, statt einzusehen, daß damals dem deutschen Volk zum ersten Mal die Chance geboten war, als ein freies (von einem System der Unfreiheit befreites!) Volk seine Zukunft inmitten der anderen Völker in seine eigene Hand zu nehmen, — wer das heute, 1947, noch nicht einsieht, in dessen Schule werden die deutschen Studenten keine „freien Männer“ werden. Warum nicht? Weil er offenbar heute, im Rückblick auf 1945, erst recht einem neuen Unfug, einem neuen 1933 entgegenreflektiert. Ich erlaube mir, ihn, welches auch seine persönlichen Vorzüge und wissenschaftlichen Meriten sein mögen, für eines der Hindernisse auf dem Weg des heutigen deutschen Studenten anzusehen.

Mit freundlichem Gruß!

Ihr Karl Barth.

Toleranz!

Zu der lebhaften Debatte über die „Wahlesel“ scheinen mir einige konkrete Feststellungen notwendig.

Immer wieder wird die Toleranz betont, gepriesen und gefordert. Darüber was Toleranz ist, wäre im einzelnen vielleicht manches zu sagen. Aber auf jeden Fall ist es das Gegenteil von Toleranz, wenn man den anders Denkenden beschimpft, zum Beispiel als Esel bezeichnet, wie es in Heines Gedicht und durch den Abdruck dieses Gedichts in der GUZ geschehen ist.

Ich bin Historiker genug, um zu wissen, daß große Geistes-kämpfe in der Geschichte mit Leidenschaft und ohne Toleranz ausgefochten wurden. Katholiken und Protestanten im 16. und 17. Jahrhundert waren gegeneinander nicht tolerant, sondern haben sich umgebracht. Die Demokraten in der französischen Revolution waren auch gegen die edelsten Träger des Ancien Regime nicht tolerant, sondern haben ihnen den Kopf abgeschlagen. Wer in vorgerückten Jahren steht, erinnert sich an die Unsumme persönlicher Verunglimpfung, mit welcher die politischen Kämpfe vor und nach dem ersten Weltkrieg ausgetragen wurden.

Bisher überwog seit der Wiederaufnahme eines politischen Lebens nach dem Zusammenbruch die Ansicht, die politischen Meinungsverschiedenheiten sollten sachlich, ohne Leidenschaft und vor allem ohne persönliche Beleidigung oder gar Beschimpfung ausgetragen werden. Der Abdruck des Gedichtes „Die Wahlesel“ in der GUZ ist der erste mir bekannte Fall einer solchen Beschimpfung; denn darüber, daß die Bezeichnung als Esel eine Beschimpfung ist, wird keine Sophistik hinwegkommen können. Mir persönlich ist es völlig gleichgültig, ob mich Heine oder Herr Storck oder die Redaktion der GUZ für einen Esel hält oder so bezeichnet; um so leichter widerstehe ich der Versuchung, in die gleiche Methode der politischen Auseinandersetzung zu verfallen. Aber klar ist, daß die Beschimpfung als Waffe in der politischen Auseinandersetzung, wenn man sie überhaupt für zulässig hält, nicht das Privileg einer Richtung oder einer Zeitung bleiben kann. Ob die Einbürgerung dieses Kampfmittels in der jetzigen Notzeit verantwortet werden kann, mußte sich die Redaktion überlegen, als sie die „Wahlesel“ abdruckte.

Die Verantwortung würde ich aber immerhin der Redaktion überlassen. Was mich veranlaßt, in die Debatte einzugreifen, ist folgendes. Herr Storck fordert Toleranz gegenüber